

Die Geschichte vom Frosch Janokel

aus „Unerem Zwerglibaum“

von Alfred Huggerberger

Es war einmal ein Knabe mit Namen Köbi. Für gewöhnlich wurde er Froschenköbi genannt, weil er die hässliche Gepflogenheit hatte, nach den Fröschen im Guldenweiher mit Steinen zu werfen. Er tat dies nicht eigentlich aus Bosheit, er war als ein recht artiger Junge bekannt, der seinen Eltern durch Folgsamkeit und Lernbegierde viel Freude machte. Aber daneben konnte er Stunden lang heimlich mit ein paar Steinen in der Tasche am Wasser stehen und auf Frösche lauern. Die kleinen Quaker kannten ihn genau. Sowie er dem Weiher auch nur mit behutsamen Schleichritten näher kam, flüchteten sich alle wie auf Kommando vom Rasen der Uferböschung in die schützende Flut; es klatschte und spritzte nur so im ganzen Rund, bis zur Stellfalle hinüber. Auch diejenigen Frösche, die sich an der Oberfläche des Weihers und auf den breiten Seerosenblättern gesont und nebenbei nach Mücken gejagt oder eine kleine Gesangsübung abgehalten hatten, tauchten augenblicklich unter und verkrochen sich im Schilf oder im dichten Wurzelwerk der Uferweiden und Erlengebüsche. Leider wurde dadurch die böse Sucht im Herzen des Knaben jeweilen nur um so heftiger angefacht. Er schwor sich im Stillen, nicht eher vom Platze zu gehen, als bis er seinem schlimmen Gelüste Genüge getan. Nie hätte er es über sich gebracht oder auch nur die leise Anwendung empfunden, einem Fröschlein etwas zuleide zu tun, das er etwa beim Spaziergehen im Grase sitzen oder auf dem Fussweg vor sich her hüpfen sah. Wenn er hier und da einmal so einen erschrockenen Springinsfeld haschte und für Augenblicke in den hohlen Händen gefangen hielt, so plauderte er ganz freundschaftlich mit ihm, fragte ihn nach seinen vielerlei Anliegen aus, und ob ihm die Mücken und Bremsen gut geschmeckt hätten. Gleich ging ihm jedoch die grosse Angst der hilflosen Kreatur zu Herzen; er setzte den Frosch ins Gras und belustigte sich daran, wie das Tier mit mächtigen Sätzen der vermeintlichen Todesgefahr zu entrinnen sich bemühte und nicht Rast hielt, bis es sich in irgend einem Versteck geborgen fühlte.

Aber hier am Weiher war er ein anderer Mensch. Jeder Frosch war sein Feind. Er drehte den wurfbereiten Kiesel zwischen den Fingern und lauerte, vom Busch gedeckt, bis da oder dort ein grüner Kopf behutsam aus dem Wasser emportauchte. Immer gab es unter den Bewohnern des Weihers derlei vorwitzige Prahlanse, die den andern zeigen wollten, dass es nur ein bisschen Mut und Klugheit dazu brauche, der Gefahr eine Nase zu drehen. Auf die hatte es der Köbi just abgesehen. Kaum dass der Frosch, durch die Stille beherzt gemacht, sich an die Oberfläche wagte, holte er ganz leise zum Wurf aus. Der Stein surrte, pfiiff und schlug auf. Wenige Augenblicke, und der Getroffene schwamm, die weisse Bauchhaut nach oben, tot auf dem Wasser.

Im Anfang hatte Köbi den „Wassersport“, wie er sein nichtsnutziges Tun beschönigend nannte, nur aus Ehrgeiz betrieben. Er wollte unter allen seinen Kameraden der beste Werfer sein. Doch als es dann unumstösslich am Tage war, dass sich keiner mit ihm auch nur von weitem messen konnte, ja nachdem seine Altersgenossen die grausame Knabengewohnheit längst abgestreift hatten, vermochte er sich von dem zur Leidenschaft gewordenen hässlichen Jagdtriebe nicht frei zu machen. Alle Mahnungen des Lehrers, alles Zureden der Eltern, ja selbst ausgiebige Strafen fruchteten nichts, bis der kleine Übeltäter endlich auf eine recht gründliche Art für immer bekehrt werden sollte.

Wieder einmal war er mit einigen Mitschülern an den Guldenweiher gegangen, die Tasche vorsorglich mit scharfen Steinen gespickt. Er hatte sich grossartig geschworen, er wolle heute so viele Quaker tot werfen, als er Kiesel im Hosensack mit sich trage. Der Blüemliköbi, so geheissen, weil er ein Blumenfreund war, hatte vergeblich versucht, ihm einige seiner Wurfgeschosse abzujauchen. Nun sprach er ihm freundlich und eindringlich zu, doch endlich einmal von der argen Tierquälerei abzulassen. Aber der andere lachte ihn nur aus. „Du hättest ein Maitli werden sollen“, sagte er. „Glaubst du, die Blumen seien froh darüber, dass du sie haufenweise abrufst, damit sie nachher im Topfe Stinkwasser trinken und elend verwelken müssen? Wenn ich doch einmal der Fröschenköbi sein muss, so will ich dafür auch mein Vergnügen haben.“

Karli und Edmund drohten hierauf ernsthaft, ihn wieder einmal beim Lehrer zu verklagen, ohne Köbi jedoch damit im geringsten einschüchtern zu können. „Wenn ihr Saulümmel mich verklatscht, dann muss es der Lehrer auch wissen, wer ihm im vergangenen Sommer bei Nacht und Nebel sein schönes Pflaumenbäumchen zerzaust und kahl gefressen hat.“ Die Knaben blieben ein wenig zurück und berieten heimlich miteinander, wie sie es wohl anstellen könnten, um dem Fröschenköbi eins einzubrocken. Der stand derweilen schon am Weiher. Mit seinem ersten Wurfgeschoss hatte er bereits einen der harmlosen Mückenfänger erledigt und er wartete mit angestregten Sinnen darauf, dass ein zweites Opfer auftauchen würde. Da vernahm er plötzlich ein leises Blätterrieseln neben sich im Erlenbusch. Eine quiekende Stimme rief ihn drohend an:

Noch ein Stein, **noch** ein Stein,
das wird dann wohl dein letzter sein!

Und nun stand ein putziger Zwergenmann vor ihm, mit einem tiefenden grünen Kleide angetan, an dem noch Algen hingen und viel anderes Wasserzeug. Auf seinem Froschkopf trug er ein winziges Krönlein von rotem Golde. Köbi erschrak zuerst ein bisschen; aber nun stellte er sich breit hin. „So, du lausiger Wichtel – du glaubst am Ende gar, ich werde vor deinem Fröschenmaul den Schlotter kriegen? Ich weiss schon, wer du bist: Du bist bloss der Zwerg Fröschentrost, der sich gern Froschkönig schimpfen lässt, und den ich, sobald es mir gefällt, mit dem ersten besten Hagstecken totschiessen kann. Pack dich, oder dann bist du alt genug!“ Ohne sich um den Zwerg weiter zu kümmern, schickte er sich wieder zum Werfen an. Mit Staunen nahm er wahr, dass die Oberfläche des Weihers jetzt dicht mit neugierigen Fröschen bedeckt war. Sie quakten gar vergnüglich oder lagen sorglos der Fliegenjagd ob, als wäre durch die Anwesenheit ihres Beschützers jede Gefahr beschworen. Köbi nahm kaltblütig einen der vorlautesten Sänger auf's Korn. Der Zwerg aber wiederholte seine Mahnung, diesmal noch heftiger und nachdrücklicher:

Noch ein Stein, **noch** ein Stein,
Und du wirst selbst ein Quakfrosch sein!

„Mach dein grosses Maul zu!“, sagte Köbi. „Mit dir mag sich ein anderer abgeben. Für dein Geschwafel könnte man nicht einmal einen Bärendreck kaufen.“ Der Stein schwirrte, piff und schlug auf. Und als die Wasserringe allmählich grösser wurden, tauchte auch richtig der erschlagene Quaker, Bauch oben, zwischen den Seerosenblättern auf. Aber wie sonderbar – an der Stelle, wo Köbi noch soeben gestanden hatte, sass jetzt ein dicker Frosch und sah mit seinen gläsernen Glotzaugen in die Welt hinein, als könnte er sich noch nicht darin auskennen. Und nun berührte der Zwerg Fröschentrost das unbeholfene Tier dreimal mit dem braunen Schilfschlägel, den er in Händen trug, und sprach dazu:

Frosch Janokel sollst du heissen,
Mücken sollst du beissen,
die Schlange soll dich schlingen,
der Storch soll dich seiner Fressbrut bringen!

Damit verschwand die wunderliche Erscheinung, wie wenn sie plötzlich zu Luft geworden wäre. Köbis Kameraden hatten alles hinterm Busch mitangesehen und mitangehört, doch glaubten sie, von einem Trugbild genarrt worden zu sein. „Komm doch mit uns heim, Köbi!“, rief Edmund, der älteste, und lachte dazu. „Du bist ja gar kein Frosch, du meinst es nur!“ Doch Janokel schien sich keineswegs mehr auf sein früheres Dasein zu besinnen. Er liess sich vergnüglich von der Sonne bescheinen und gebärdete sich ganz so, als sei er nie etwas anderes als ein Frosch gewesen. Und nun haschte er richtig eine dicke Schmeissfliege, die ihn täppisch umsurrt hatte. Ein Schluck, ein Druck, und es war um sie geschehen.

Die Knaben traten behutsam näher. Da machte der Frosch ein paar plumpe Sprünge, worauf er sich mit einem kühnen Hupf über die Böschung hinausschwang. Er schwamm unterm Wasser fort, tauchte erst in der Mitte des Weihers wieder auf und sang recht fröschenmässig: Quak, quak, quorrah! Das Lied schien ihm so über die Massen zu gefallen, dass er es zu unzähligen Malen wiederholte. Er strengte sich dabei so gewaltig an, dass ihm zeitweise der Kehlsack als eine hässliche gelbweisse Blase herausquoll. Alle Frösche des Weihers aber, kleine und grosse, waren nun einesmals um ihn versammelt. Sie ruderten, zu einem richtigen Ringelreihen verkettet im Kreise um den Neuling herum und sangen dazu:

Quak, quak, Janokelmann,
hast nun grüne Höslein an!
Quak, quak, Fröschenschreck,
kauf dir einen Barendreck!
Quorrah!

Jetzt hatten die Buben genug. Sie liefen mit keuchendem Atem nach der Guldenmühle hinab, die böse Mär dort zu verkünden. Der Köbi sei vor ihren Augen in den Weiher gesprungen und als Frosch wieder aufgetaucht. Die Müllerknechte lachten über den albernen Bericht; auch im Dorf wollte man von einem derartigen Begebnis noch nie etwas gehört haben. Der Köbi, der Nichtsnutz, werde seine leichtgläubigen Trabanten ein bisschen zum Narren gehalten haben, hiess es. Erst als dieser gegen Abend immer noch nicht heimkam, rückten die Leute mit Stangen und Rechen aus, um den vermeintlich ertrunkenen Knaben aus dem Wasser zu fischen, doch war alle Mühe umsonst. Bei Alt und Jung war viel Jammer und Wehklagen. Die Frösche hatten sich alle in grosser Angst im Grundschlamm und im Wurzelwannis des Ufers verkrochen. Einzig Janokel sass noch immer unbeweglich in der Mitte des Weihers und quakte:

Ich bin der Köbi, den ihr gekannt,
als Frosch, so werd ich Janokel genannt!
Quorrah!

Er sang aber in der Froschsprache, die niemand verstehen konnte. „Morgen ist auch ein Tag“, sagten die Leute zueinander. „Wir werden Köbi sicher finden. Lebendig werden wir ihn eineswegs nicht mehr machen können.“

Erst als die Mutter des Knaben jetzt an den Weiher kam, vor der man das Unglück bis jetzt verheimlicht hatte, nahm die Sache eine Wendung. „Das **ist** er ja!“, schrie sie, auf Janokel weisend, ausser sich. Man musste sie mit Gewalt zurückhalten, sonst hätte sie sich gleich ins Wasser gestürzt. „Das **ist** er, sagt mir nichts! Ich kenne diese Stimme! – Und seht die Augen an, die Augen! Unter hunderttausend Fröschen blickt keiner so!“ Und sie fing an, mit aller Liebe auf Janokel einzureden. „Komm doch heraus, Köbi – – Jaköbli – Komm doch heraus! Wir wollen dich halten wie ein Prinzlein, du sollst unser Augapfel sein bei Tag und Nacht, so lange bis du wieder aus dem bösen Zauber heraus bist! – Lass dich bitten, lass dich betteln: Komm da zu mir heran! Ich will dich in meinem Kopftüchlein heimtragen, ich will dir ein Fliegenmüslein kochen! – Sag: Ich **bin's**! Und schwimm da herzu! Du musst es schön haben! Du musst mein Kindchen sein!“ Aber Janokel wusste rein nichts mehr von allem, was gewesen war, seine Gedanken waren Froschgedanken. Er ruderte gemach dem gegenseitigen Ufer des Weihers zu, wo keine Menschen standen, gesellte sich zu einigen andern Fröschen, die sich inzwischen auch wieder an die Oberfläche gewagt hatten, und sang mit ihnen um die Wette:

Quak, quak, queere,
ein Mücklein ich begehre!
Quak, quak, quauz,
ich bin ein muntreter Fröschenkauz!

Die arglosen Sänger bemerkten nicht, dass der Müllerknecht Xander, mit einem an langer Stange befestigten Netz bewaffnet, vorsichtig hinterm Gebüsch hervorgeschlichen kam. Wupp! war Janokel mit fünf oder sechs andern Quakern gefangen.

War das ein Gesperr und Gezappel in dem engmaschigen Gewebe! Die Frösche hielten ihr Stündlein für gekommen, hatten sie doch im Frühjahr mit eigenen Augen zusehen müssen, wie der Knecht Xander ein ganzes Schock ihrer Kollegen mit dem gleichen, viel gefürchteten Fanggerät aufs Trockene zog, einen nach dem andern aus dem Knäuel herausgriff und ihm auf einem Brettstück Kopf und Hinterbeine abschnitt. Die noch zuckenden Schenkel hatte er in einen Sack gesteckt und das übrige verächtlich wieder ins Wasser geworfen. Das schreckliche Ereignis war ihnen während den herrlichen Maiabenden und Sommerkonzerten ganz aus dem Sinn gekommen; aber nun tauchte es dunkel wieder in ihrer Erinnerung auf, so dass sie schon vor lauter Angst beinahe starben.

Auch der noch unwissende Janokel machte sich auf das Schwerste gefasst. Er dachte bekümmert darüber nach, wie schnell doch das vergnügliche Schlemmerleben, das wohlige Tauchen und Umherschwadern zwischen Bachgrundeln und Seerosenstengeln für ihn zu Ende gewesen sei. ...

Es blieb ihm aber zu derlei schwermütigen Betrachtungen wenig Zeit. Der Xander hatte die gefangenen Frösche jetzt in einen tiefen Eimer geschüttet, dessen Rand auch der beste Springer nicht zu erreichen vermochte. Einzig Janokel gelang das Wagnis; aber sein weiteres Bemühen zur Gewinnung der goldenen Freiheit scheiterte kläglich. Er hörte noch, wie eine kreischende Stimme rief: „Das **ist** er! Das **ist** er! Haltet ihn fest um Gotteswillen!“ Gleich darauf wurde er von einer groben Menschenhand gefasst und verlor die Besinnung. – O, was hätte der ehemalige Fröschenköbi als Frosch Janokel im Garten seiner elterlichen Heimat für gute, ja herrliche Tage haben können! Er sass in einer kleinen glitzerigen Badewanne, die halb mit Wasser gefüllt war und nur ihm allein gehörte. Da durfte er schwadern und tauchen; er hatte unterm Wasser ein zierliches Steinhäuschen mit Stuben und Kammern, darinnen er sich vor aller Welt verkriechen und verstecken konnte. Er wurde mit allerlei wunderlichem Geköch schier zu Tode gefüttert. Die Kinder, die sich im Garten tummelten, überboten sich gegenseitig mit freundlichem Zureden. Sie wollten ihn sogar streicheln, aber das war eben seine grosse Not. Er konnte seine Herzfurcht nicht überwinden, hatte er doch keine blasse Ahnung, dass seine einstigen Geschwister um ihn waren, und dass die grosse Frau mit den verweinten Augen, die ihn immer Jaköbli nannte, seine Mutter sei. Er verstand von der schnarrigen Menschensprache nicht eine Silbe, und wenn ihm die Mutter mit allerlei zierlichen Verslein Kurzweil machen wollte, wagte er kaum zu atmen. Einer ihrer Sprüche hiess:

Jaköbli mein, Jaköbli mein,
bald wirst du wieder mein Liebkind sein!

In seinen Froschohren lautete die Rede so:

Janokel sei fein artig,
oder ich werd' schartig!

So oft sie ihm das fade Zuckermüslein hinstellte, pflegte sie zu sagen:

Jaköbli, lass dir's schmecken,
bald wirst du dich wieder im Flaumbett strecken!

Er aber legte den Spruch wiederum ganz anders aus:

Janokel, tu dich strecken,
deine Schenkelein sollen uns schmecken!

Als ihm die Frau sogar einmal ein geblühtes Puppenkleidchen anzog, entsetzte er sich darüber derart, dass er in ihren Händen kreischend um Hilfe schrie. Auf den frischgemähten Rasen hingesezt, nahm er gleich einen Anlauf zur Flucht, konnte aber des Röckleins wegen keinen einzigen ausgiebigen Sprung machen.

Die Frau ging weinend ins Haus. Da sich Janokel, mit dem lästigen Kleide angetan, nicht in sein Wasserheim hinein wagen konnte, bestieg er mit vieler Mühe einen Holunderstrauch, um sich im dichten Laubgewirr zu verbergen. Glücklicherweise gelang es ihm, blieb er leider mit

seinem Seidenflaus elend im Gezweige hängen, so dass er trotz aller Bemühungen nicht mehr vorwärts noch rückwärts kam.

Dies gewährte der Storch Adebar, der auf dem hohen Dachfirst des väterlichen Hauses seine Wohnung hatte, und der schon mehr als einmal vom Scheunendach aus gelüstig nach dem fetten Bissen im Froschgärtlein herabgeschleht hatte. Er liess sich alsbald auf einem Baumast nieder; und da sich Janokel ganz nahe am Deckgitter seines Gefängnisses befand, versuchte der Storch mit zäher Nachdrücklichkeit, ihn durch die Maschen des Drahtgeflechtes hindurch mit dem Schnabel zu erreichen. Janokel sträubte und sperrte sich; er machte in seiner Todesangst verzweifelte Anstrengungen, etwas mehr Abstand vom Gitter zu bekommen. Jetzt fühlte er mit Entsetzen, dass der Storch einen Zipfel seines Kleidchens erwischt hatte. O weh – Fröschelein Janokel – du wirst den Guldenweiher nimmer sehen! Da gelang es dem armen Wicht im Augenblick der allerhöchsten Gefahr, dem verhängnisvollen Gewande zu entschlüpfen und sich weidlich nach einer nahe am Erdboden liegenden Astgabel zurückzuziehen. „Guten Appetit, Herr von Adebar!“, rief er und drehte dem Storch eine Nase. Dieser schwang sich verdriesslich auf den First, von der entronnenen Beute mit schiefem Blick und bösem Sprüchlein Abschied nehmend:

Hohn und Spott tun stechen –
wir werden uns noch sprechen!

Eben trug seine Frau Klapperlies der hoffnungsvollen Brut droben im Neste in Kropf und Schnabel eine schwere Traglast erjagten und erdolchten Kleinzeuges zu: Molche, Frösche, Jungvögel und Blindschleichen. Janokel hatte dieses hässliche Schauspiel schon oft geniessen können; heute stiess es ihn mehr als je im Innersten ab. Die ausgestandene Todesangst lag ihm zudem noch in allen Gliedern, er machte sich Kopf über Hals vom Strauche herunter in seine Wanne und verbarg sich in der dunkelsten Kammer des Steinhäuschens. –

In dieser Nacht gelang es dem Frosch Janokel, durch eine schadhafte Stelle am Fusse des Zaunhages aus seiner Gefangenschaft zu entweichen. Er sparte seine Kräfte nicht. Als der helle, klare Sommermorgen aus der Dämmerung heraufstieg, befand er sich schon weit vor dem Dorf auf den offenen Wiesen. Der Odem der Freiheit umwehte ihn und erfüllte sein kleines Froschherz mit Entzücken. Einem ihm selber unerklärlichen Drang gehorchend beschloss er, ungesäumt und auf kürzestem Wege nach dem Guldenweiher vorzudringen. O – wie wollte er da ausruhen und sich letzen in seinem Grundelement, in seiner richtigen Froschheimat! Wie ein verlorenes Paradies schwebte ihm der Weiher vor, wo man sich mit seinesgleichen nach Herzenslust tummeln und jeder Gefahr durch Untertauchen rasch entrinnen konnte.

Unversehens traf er jetzt mit einem Kollegen zusammen, der sich ihm als weitläufiger Verwandter, namens Humpelfuss vorstellte. „Sie müssen es mir nicht falsch auslegen, werter Freund“, sagte der Gefährte, nachdem sie ein Weilchen hin- und hergeplaudert hatten, wobei Janokel auch etwas von seinem Heimweh nach dem Weiher durchsickern liess. „Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, wenn ich, der ich jedenfalls der Ältere und Erfahrenere von uns beiden bin, Ihnen mit einigen Ratschlägen und Lebenslehren unter die Arme greife. Es ist meine unumstössliche Überzeugung, dass wir Repräsentanten des Fröschengeschlechtes es nicht einem blossen Zufall verdanken, von der Natur mit der Gabe des Schwimmens und mit der Bewegungsmöglichkeit auch auf fester Erde gleichermassen ausgestattet zu sein. Wir müssen uns für diese unbezahlbare Begünstigung, an der ausser uns nur wenige Kreaturen teilhaftig geworden sind, schon dadurch erkenntlich zeigen, dass wir nicht unsere ganze Lebensspanne in einem weltvergessenen Wasserloch verträdeln und verdämmern, zumal die tausenderlei tiefen Seeleneindrücke, die uns Wiese, Berg und Wald vermitteln, dem aufmerksamen Feldgänger geistigen Schwung, geschärften Blick und dadurch auch Erweiterung des Horizontes zu geben geeignet sind. Freilich sind wir manchen Zufälligkeiten ausgesetzt, deren einzelne uns sogar verhängnisvoll werden können; doch wer auf den Rat des Eingeweihten hört, der wird sich auch in der kitzlichsten Lage mit lächelnder Überlegenheit behaupten.“

Janokel, von der klugen und weitläufigen Rede ganz benommen, stotterte etwas von einer ausserordentlich glücklichen Fügung, welcher er allein die interessante Bekanntschaft verdanke. Er bat mit verbindlichen Worten, vorläufig wenigstens einen Tag in der Gesellschaft des verlässlichen Führers bleiben zu dürfen, was ihm auch mit erlesener Zuvorkommenheit gewährt wurde.

Sie waren mittlerweile, bald in munteren Sprüngen, bald gemächlich kriechend, auf eine frisch gemähte Wiese gekommen, auf der das Gras zum Trocknen ausgebreitet lag. In einiger Entfernung hörte man das Rattern einer Mähmaschine.

„Das ist der Messerwagen, lieber Vetter“, erklärte Humpelfuss dem hinhorchenden Janokel. Seine Stimme klang besorgt. „Wenn wir uns dort drüben im hohen Gras verstecken, so können Sie sich das mit zwei Pferden zusammengewachsene Untier aus der Nähe und in seiner ekelhaften Tätigkeit beobachten, damit Sie sich in der Folge umso besser vor ihm in Acht nehmen mögen.“

Sie hupften alsbald in den Graswald hinein, wählten sich zwischen Kräutern und Halmen ein geeignetes Plätzchen aus, und schon kam das Gespann unter Hüst und Hott näher.

„Wir sind hier etwas zu sehr im Hintergrund, wenn Sie eine richtige Vorstellung von diesem Wiesen- und Kreaturenfrass bekommen wollen“, meinte Humpelfuss. „Der Abstand von hier bis zur Laufbahn des Ungeheuers ist zu gross.“ Aber Janokel zitterte bereits an Leib und Seele, er war nicht um eine Handbreite vorwärts zu bewegen. Am liebsten hätte er überhaupt Reissaus genommen.

„Was den persönlichen Mut anbetrifft, scheinen Sie in einer Hasenkinderstube aufgewachsen zu sein“, spottete sein Vetter und rückte gleich um zwei Sprünge vor. Zu seinem Unheil, denn nun geschah das Entsetzliche, dass der ausgelegte Messerbalken der eben vorbeihastenden Maschine ihn, entgegen seiner Berechnung, noch mit den äussersten Klingen zu erfassen vermochte. Janokel konnte bei näherem Zusehen nur feststellen, dass sein Freund als ein unförmlicher Klumpen mit weg geschnittenen Beinen auf der kahl geschorenen Grasnarbe lag. Aus dem aufgerissenen Bauche quollen die Eingeweide heraus. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte hauchte ihm der Ärmste noch zu: „Rette dich! Flieh! Mir kann niemand mehr helfen. Der Tod muss mein Erlöser sein. Wenn er mich nur nicht zu lange warten lässt.“ Wie von bösen Geistern verfolgt, floh Janokel aus den Heuwiesen fort. Sein einziges Denken, seine Hoffnung, sein Ziel war der Guldenweiher. Sie können mich auslachen, überlegte er in seinem Froschgehirn, sie können mir sagen, ich sei des herrlichen, grossmächtigen Erdengartens nicht wert. Ist mir ganz, ganz einerlei. Gebt mir Schlotternamen, macht Witze über mich – meinetwegen! Ich weiss, wo ich hingehöre, wo ich von der ewigen Angst erlöst und heimgeborgt bin. Im Wasser will ich herumschwadern und daneben meine paar Mücklein jagen. Ich will mein kleines Froschdasein mit aller Innigkeit geniessen und sonst nichts begehren. Fort aus dieser schönen, schrecklichen Menschenwelt, wo der Messerwagen fährt, wo man hinter Drahtgittern Müslein essen muss! Nichts wie heim!

Janokel zog fest aus. Sprünge, wie er sie jetzt machte, waren ihm während seiner ganzen Fröschenzeit noch nie gelungen.

Am sonnigen Rande des Guldenwaldes hielt er an zu kurzer Rast. Schon glaubte er, von weitem das Wasser des Weihers über die Stellfalle rauschen zu hören. Ein zärtlicher Lufthauch trug ihm das vielstimmige Morgenlied seiner sangesfrohen Sippe zu. Es klang wie Engelmusik in seinen Ohren. Eine wonnige Erregung überkam ihn wie ein süsser Rausch.

„Quak !“, sagte er. „Ja, ich komme!“

Da reckte sich plötzlich im Gebüsch ganz nahe vor ihm ein züngelnder Schlangenkopf. Es war die Natter Geiferzahn, die mit ihren Giftaugen sein ganzes Wesen bannend durchstach, also dass er wie gelähmt an seinem grässlichen Platz kleben musste und an ein Entweichen gar nicht denken konnte.

Janokel mach „quick“,
eh! ich dich zwick!

So zischte die Natter. Und nun wuchs die zwingende Kraft ihrer Augen derart, dass Janokel wahrhaftig dem aufgereckten Rachen mit jämmerlichem Gequiek entgeghoppeln musste. Schon hatte ihn der Todfeind an einem Bein gepackt, da rief er aus Leibeskräften:

Schlänglein, Schlänglein, tu gemach,
ich bin der Köbi von Heiterbach!

Im Augenblicke der grossen Not hatte er sich dunkel auf seine Menschenzeit besonnen und sogar einige Laute der Menschensprache in den Angstschrei hineingepresst. Das mochte

bewirken, dass die Schlange übereins stutzig wurde und alsogleich in hastigem Ringellauf im Waldinnern verschwand. – –

Etwa eine halbe Stunde später sass Janokel auf einem Seerosenblatt in der Mitte des Guldenweihers und liess seine müden Glieder mit rechtem Froschbehagen von den Heilstrahlen der ewig treuen und ewig gütigen Tagsonne bescheinen. Es ist immerhin keine ganz geringe Sache, ein Frosch zu sein, dachte er bei sich selber und musste gleich überlaut herausingen:

Quak quak queere,
ein Mücklein ich begehre!
Quak quak quauz,
ich bin ein muntreter Fröschenkauz!

Sämtliche Frösche des ganzen Weihers stimmten mit ein, es war ein grosses, gewaltiges Singen. Für die ungezählten Quaker und Quiekerinnen bedeutete es noch mehr: Alles Fröschenglück, alle Daseinswonnen waren in ihm eingeschlossen und schwebten als eine unsichtbare Dankeswolke über dem freundlichen Gewässer. Es war ja so schön, es war ja so überaus verheissend für die Zukunft. Seit jenem auf-regenden Abend hatte nicht das kleinste beunruhigende Ereignis den Weihfriede mehr gestört. Wenn hin und wieder ein paar Dorfbuben heraus kamen, so wagte keiner ein lautes Wort zu sprechen, so dass es den Wasserbewohnern gar nicht mehr einfiel, ihnen irgendwelche Beachtung zu schenken. Die grosse Fröschenfamilie hatte keine Ahnung davon, dass der dicke Junge, der seit einiger Zeit hinter der Stellfalle stand, in einem Dorfe daheim war, in welchem man von der Froschköbi-Geschichte bis jetzt noch nichts vernommen hatte. Alle waren sie in selbige Arglosigkeit gewiegt.

Unversehens liess der verschmitzte Lümmel jetzt einen Stein aus seiner Hand fliegen. Er hatte ausgerechnet auf den übereifrigen Sänger auf dem Seerosenblatt gezielt.

Der Stein stieg steil in die Luft, machte einen Bogen und fiel senkrecht herab auf die Weihermitte, wo er Janokel leicht am Kopf streifte, um dann durch das zerfetzte Blatt in die Tiefe zu gleiten.

Der Getroffene dachte nichts anderes, als dass das Geschoss geradewegs aus dem blauen Himmel herabgekommen sei. Was machen denn die da oben? dachte er. Erst jetzt befahl ihm eine kleine Übelkeit. Für alle Fälle wollte er gleich den andern Fröschen im Wasser Schutz suchen.

Da musste er zu seiner grossen Bestürzung eine sonderbare Wahrnehmung machen: Die so überaus einfältige und leicht erlernbare Kunst des Untertauchens war ihm abhanden gekommen. Er brachte weiter nichts fertig, als nur immer wie ein Narr um sich selber herumzuzwirbeln. Nicht weit von ihm im seichten Uferwasser aber stand jetzt der Storch Adebar und klapperte boshaft:

Spott und Hohn tun stechen –
wir werden uns jetzt sprechen!

Janokel dachte an seinen unglücklichen Freund Humpelfuss; er wollte sich bereits ins Schicksal ergeben. Wir müssen ja doch alle einmal sterben, tröstete er sich. Ausgestritten ist ausgelitten.

Da liess sich im nahen Erlengebüsch plötzlich eine quiekende Stimme hören. Wie er verlorenen Blickes hinüberhoffte, sah er den Zwerg Fröschentrost lebhaft winkend und rufend auf der Böschung stehen:

Janokel kumm,
die Zeit ist um!
Janokel mach klar
und lach' auf Herrn Adebar!

Und nun fühlte sich Janokel einsmals wieder gesund. Kein Hämmern mehr im Kopf, alle Glieder taten getreulich ihren Dienst. So ruderte er denn in mächtigen Zügen unterm Wasserspiegel hin und klomm spielend die steile Böschung hinan. Der Zwerg berührte ihn leicht mit seinem Schilfschlägel und sprach:

Frosch gewesen
lass das Wesen!
Brav gehalten:
alles wieder beim Alten!

Damit verschwand die Erscheinung, als hätte sie sich in Luft verwandelt. Aus Janokel aber war wieder der schlanke Schulbub Köbi geworden, während drüben bei der Stellfalle ein grosser Frosch unbeholfen ins Wasser plumpste.

O – das war eine Freude im Elternhaus, als der verlorene Sohn unverhofft mitten in der Stube stand! Die Mutter kam ganz ausser sich. „Mein Jakob – mein Jaköbli! Just heute, just auf diese Stunde hab' ich dich erwartet! Aber du siehst ja so arg zerzaust und mitgenommen aus! Und gar eine Schramme hast du an deiner Stirn!“

Köbi wusste von seiner kurzen Froschzeit nicht einen Deut mehr. Eine geraume Zeit hielt er nachdenklich die Finger auf die Stirne, dann erzählte er ungefähr folgendes: „Ich habe halt damals beim zweiten Anblick des Froschkönigs auf einmal alles Denken ganz und gar verloren. Ich bin blindlings in den Wald hineingerannt, immerzu, immerzu, so weit, dass ich mich nachher einfach nicht mehr zurechtfinden konnte. Tagelang habe ich mich aus Furcht vor dem Zwerg im Unterholz und in den Beerenschlägen versteckt gehalten. Die Schramme am Kopf hat mir allweg zu nachtschlafender Zeit ein vom Sturmwind abgebrochener Ast gemacht. Es wäre denn, dass ich dies alles nur geträumt hätte...“

* * *

Von dieser Zeit an hatten die Frösche im Guldenweiher gute Tage. Die Schulbuben der umliegenden Dörfer liessen sie wohlweislich in Ruhe, und selbst der Storch Adebar mied das verhexte Wasser, wie er es nannte. Aber auch der Müllerknecht Xander wagte sich nicht mehr mit seinem arglistigen Fanggerät ans Ufer heran. „Man kann nie wissen“, sagte er; „lieber kein einziges Fröschenbeinlein mehr in der Bratpfanne, als dass mich der Zwerg Fröschentrost am Ende selber zu einem Quakfrosch macht.“

Köbi aber ist heute in bestanden Jahren als ein grosser Tierfreund weit herum angesehen. Er tut jeglicher armen Kreatur Gutes, so viel in seinen Kräften steht. Manche liebe Sonntagsstunde bringt er am Guldenweiher zu. Die Frösche sitzen zutraulich um ihn herum, gucken ihn an, singen etwa eins und freuen sich ganz besonders, wenn er auch einmal so ein unbeholfenes, nach ihrer Meinung schrecklich misstöniges quak, quak – quorrah! probiert. Vor dem Froschkönig hat er keinerlei Scheu mehr. Die beiden verstehen sich gut zusammen und führen oft verständige Unterhaltungen miteinander. Köbi hat dem freundlichen Geistlein schon wiederholt erklärt, dass er jene Prüfungszeit nicht aus seinem Leben wegdenken möchte, obschon ihm das Verderben mehrmals recht nahe gestanden. Als sie einmal auf das Abenteuer mit der Natter Geiferzahn zu sprechen kamen, verriet ihm der Zwerg im Vertrauen, er habe damals im kritischen Augenblick die Schlange in den Schwanz gekniffen, sonst wäre es dem Frosch Janokel eineswegs übel gegangen.